

Bim Chlapperläubli umenand

Autor(en): **Chäderi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eines Tages hatte er sie von den Brettern, die ihr die Welt bedeuteten, heruntergeholt und in die Ehe geführt. Er war dreissig Jahre alt, hiess Erich Wild und schrieb Romane; sie zählte fünfundzwanzig und war als Elly S. an einigen mittleren und ein paar guten Bühnen bekannt gewesen.

Es war eine Liebesheirat, aber das war vorderhand bloss der Frau vollauf bewusst. Als sie sich von der Einträglichkeit der Arbeit Erichs überzeugt hatte, gab sie ihren Beruf kurzerhand auf und widmete sich ganz dem Haushalt.

Der Grazie, mit der sich seine hübsche Gemahlin in allem zurecht fand, traute Erich Wild nur halbwegs. Er machte beträchtliche Anstrengungen, um ihre hausfrauliche Hingabe durch Beschaffung bester Geisteskost wettzumachen; jeden zweiten Abend brachte er sie ins Theater oder zu guten Filmen (denn er hatte keine Ahnung, wie gern sie hin und wieder einen Kriminalfilm oder ähnliches sah), schleppte ihr die wertvollsten Bücher herbei und drehte am Radio, bis er für sie das Beste vom Besten fand.

Elly machte diesen liebevollen Rummel gerührt mit, drei Wochen, vier Wochen lang. Dann fing sie an, diese oder jene seiner Aufmerksamkeiten zu übersehen oder überhören, wand sich langsam dem hochkultivierten Wust seiner Gefälligkeiten und wurde seltsam still. Sie hantierte länger als vordem in der Küche, erprobte sich in komplizierten Kochrezepten und legte sich kleine Handarbeiten zu.

Erich verfolgte diese Wandlung mit wachsender Sorge und wurde schliesslich rechtschaffen unglücklich dabei. Er zitierte mit letzter Willensanstrengung Aussprüche aus Rollen, die sie früher gespielt — und erntete ein zartes Lächeln, mehr nicht. Trübe sann er vor sich hin: wie erhaben musste sie in ihrem Reich der Kunst gelebt haben, und wie wenig genüge ich ihren Ansprüchen! Mein Gott, bin ich da, ihr Leben zu zerstören?

Einmal, als sie im Theater während einer Pause eine Darstellerin lobte und meinte, an so etwas habe sie in ihrer besten Zeit nicht herangereicht, da dachte er trostlos: wie tief muss sich die Enttäuschung schon eingefressen haben, dass sie sogar zur Selbsterniedrigung greift!

Dann kam der Tag, da sein neues Buch erschien. Als er sah, wie schnell und interessiert sie danach griff, rief er einen Teil seines abhanden gekommenen Selbstvertrauens vorschnell zurück. Aber als sie ihm den Band ausgelesen zurückgab, sagte sie: «Erich, das da hast du gut gemacht! Nur das von den heulenden Kiefern im Walde, das ist natürlich Unsinn. Sie können im Sturmwind bestenfalls stöhnen. Das andere werden wohl eher Füchse gewesen sein.

Er sah ihr gutes Lächeln und den Willen, ihm zu helfen, nicht; er fühlte nur, wie die Worte ihn erbarmungslos in die Verzagtheit zurückstießen.

So hatte sich eine unbeschreibliche Gedrücktheit eingeschlichen, aus der weder das eine noch das andere, weder durch das Wort noch durch die Tat, einen Ausweg zu finden vermochte.

Einzig an einem Theaterball, an dem sie gemeinsam teilnahmen, war Elly überraschenderweise von einer ausgelassenen Heiterkeit, die Erich allmählich ansteckte. Aber auf dem nasskalten Heimweg fror die Sprache wieder ein, und die folgenden Tage brachten die alte, nun bald gewohnte Verstimmung.

Erich hielt sich der Küche stets fern, sozusagen aus Grundsatz. Nur eines späten Nachmittags trat er verlegen ein, eine Zeitung vor sich hinhaltend. «Sieh da!» rief er. «Schau, wie sie diese Person da rühmen! Und dabei wette ich, du würdest diese Rolle zehnmal besser spielen.» Er stockte.

Sie rührte einen Kuchenteig um und sah nicht auf.

Ach, auch das schlägt nicht mehr an, dachte er zerknirscht; ich bin ihr zu nichts mehr nütze, bin für sie Luft samt meinen Meinungen. Er griff in die Tasche, steckte sich eine Zigarette in den Mund und ratschte mit ungeschickten Bewegungen ein Streichholz an.

Plötzlich sagte sie: «Das Mehl reicht nicht aus. Würdest du vielleicht schnell über die Gasse ein Kilo holen gehen?»

Er fand die Sprache nicht, stöhnte nur nach innen: Himmel, jetzt geht sie schon zur Misshandlung über. Das ist der Anfang vom Ende.

«Du tust mir den Gefallen also nicht? Gut, ich gehe selber!» Und sie drängte an ihm vorbei.

Doch unter der Tür hielt sie nochmals inne und schaute zurück. Erich hatte nämlich Rauch verschluckt und hustete. Dann stolperte er zwei Schritte vorwärts und stand ihr gegenüber.

Eine Weile starrte er ihre Erscheinung wie verzaubert an. Die ebenmässige Gestalt, die sich leicht an den Türrahmen lehnte, stak in einer farbigen Küchenschürze, die schöne Hände klebten voll Teig, der nach Mandeln und Zitronen duftete, und über das Antlitz zog sich die liebliche Röte fraulichen Arbeitseifers.

«Nun?» forschte sie und lächelte bezwingend.

Wie eine Erleuchtung überfiel es ihn. «Du bist ja völlig richtig!» schrie er. «Herrgott, Elly, du bist richtig! Und ich war so lange blöd!»

Dann rannte er davon.



„Du gloubst es nid, aber es git Lüt, wo's nid über ds Härz bringe, e Hüfereer wo der Tür erwäg'wyse oder sie heigen-ihm emel es Paar Schuehbändel oder es Doze Häfeli u Ringli abkouft. Es git Lüt, die trage jedes Hüfagl, wo sie uf der Straf gfunde het, u jede Haarlätzch, wo — sig's wo-n-es well — isch blybe liege, uf ds Fundbüro. Es git Lüt, sie stähle niemerem es Feuserli — sie wurd' fesch gar te Unkorraftheit la z'schulde cho — egatt si sie bis uf ds Tüpfli use, zahle der Mietzins pünttlech uf e Tag, chouse bi jeder Samml'g es Abzeiche, si niemerem nie nüt schuldig, vergässe d'Kollekte na der Predig nid, sage fes böses Wörtli, wo wo-m-ene Doze gmeinnützige Vereine u Vereinkl Wirtschafte u Dazhligschyne i ds Huus gschneit chöme,

gäben am Neujahr jedem Aukläufer es schöns Tringäld u dem Glise u der Böschfrou es Gschänk, wo fesch darf lah gseh. Wie gseit, die Lüt sie egatt u forrätt i allem u jedem — weber es git ne gar nüt z'küe i der Schtüür-erklärig dieses u äis Böschtel z'vergässe u — us luter Bescheideheit wahrschynlech — weniger az'gäh als me i Tat u Wahrheit het. I wott dermit nid säge, daß alli Lüt wo süsch rächt si, der Staat mit ihrer Schtüüverklärig tüege bshyße. Es git ere viel wo das nid mache. Aber es git ere wo dert büre e ganz schpuckigi Dschtellig hei.“

„We du lettigs bhauptisch, muelf doch wüsse wän de meinsch“, ha-n-i zum Miggu gseit. I ha nume gfunde, me sött nie öppere verdächtigen oder me heig e Bewys i de Fingere.“

„Dsch rächt. I kenne eigetlech niemer, wo's e so macht. I chönn der mi Tüüri kene bi Name nenne. Aber wenn i der ganze Schwyz dasume sächs Milliarden u zwöihundert Millione Fränkli nid verschtüüret wärde, de muelf doch zuegä, daß es Lüt git, wo der Staat effektiv bshyße! Oder nid! U a dene meh als sächs Milliarde Fränkli si allwäg so ziemli alli Ntome u Vermögenskategorie verträte.“

„Aber das isch eifach verrückt.“ Mir wäre d'Haar z'Wärg gschande, wenn ere no hätt. „We meh weber sächs Milliarde Fränkli nid verschtüüret wärde — heitere! — de müesse mir ja i der Schwyz Gald ha wie Heu!“

„Wie viel es im ganzen isch, weiß i nid. Aber das chasch mer gloube, Kati, we alls im ordinäre verschtüüret wurd, de hätt d'Gidgenossenschaft weniger Schulde u de bruchte mer nid Gummer z'ha wäg der Altersverschierig. Hoffetlech dänke die, wo bis jiz figuretlet het, dra, daß si bi der dritte Periode vom Wehropfer u der Wehrschtüür chöi guetmache, wos sie gfündiget het. D'Schtüüramnestie, wo der Bundesrat am einedryh'gshsten Oktober 1944 beschlosse het, isch die letschti Gläheheit. Was de nachär chunnt, chönn mit Nach- und Straf-schtüüre, Bueßen u Chesi e zünftigs Loch i Galdjedel rhyen u dem Prestige wo gwüßne Lüt e ghörigen Eggen abschla. U es gschicht me de rächt, we sie jiz nid gschyder wärde, we sie jiz nid ygseh, daß o-n-se suberi u egatti Schtüü-erklärig zur geichtige Landesverteidigung ghört.“

Es het wieder einisch ghörig gschömet oben-ny. Warm isch es gi fesch wie alben usgänds Mär. Der Miggu het sis rot u gäl tschäggete Julat abgno u i Mantelhad gschtoße.

Wie verrückt het's der Schnee dasume zwit- blet. „Sue, jiz het's der Frou dert gwiß der Suet furtgwäht“, ha-n-i zum Miggu gseit. Aber är het nume so troche gmeint: „Däm Tschirbi wurd i nid Suet säge, wenn i di wär.“

Chäderi.